



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 3. Das Gymnasium : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

3. Das Gymnasium

(Schluß)



Welcher Untersekundaner des Jahres Achtundvierzig würde gegen die Ehre, zum Eintritt in einen geheimen politischen Verein eingeladen zu werden, unempfindlich gewesen sein? Ich nicht! Es war Rudolf L., der einen gründete und mir die Ehre erwies. Seine Mutter, eine Professorwitwe, die mir das Jahr vorher einen Tisch gewährt hatte, räumte uns jeden Mittwoch nachmittag für ein paar Stunden ihr Esszimmer ein. Rudolf und der schneidige Sohn unsers schneidigen und ob seiner Strenge gefürchteten Griechen bildeten die Linke. Freund B., Rudolfs Bruder, ich und der dicke Runze saßen im Zentrum, und die Rechte wurde durch zwei leere Stühle bezeichnet, auf die sich zu setzen für die größte Schande gegolten haben würde. Hauptredner war der Griechensohn, der mit seiner schnarrenden Stimme und mit gewaltigem Herumwerfen seiner Arme und Beine in jeder Sitzung sämtliche Tyrannen umbrachte. Ich vermute, daß er der eigentliche Gründer gewesen ist und sich des guten Rudolfs nur bedient hat, weil seine väterliche Wohnung für so etwas nicht zu haben war. Leute von seinem Rednertalent und Rednerdrange empfinden stets das Bedürfnis, sich ein Publikum zu verschaffen, und das ist wohl auch heute noch ein sehr gewöhnlicher Beweggrund zur Vereinsbildung. Als Bürgermeister und schneidiger Führer der „Reichstreuen“ seiner Stadt ist Robert Sch. vor einigen Jahren gestorben. Auch Rudolf sprach viel, wenn auch minder leidenschaftlich. Wir vom Zentrum mit unsrer mangelhaften politischen Bildung beschränkten uns gewöhnlich auf beifälliges Gemurmel, Bravorufen und kurze Begründungen kleiner Amendements; einer war immer als Schriftführer beschäftigt. Als das Frühlingswetter ins Freie zu locken anfang, wurde uns die Sache zu langweilig, und da es hieß, der Religionslehrer sei einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, so benutzten wir mit Vergnügen die Gelegenheit, in einem feierlichen Schlußprotokoll zu erklären, daß wir in der Hoffnung auf bessere Zeiten der Übermacht der Tyrannei wichen und uns auflösten. Übrigens scheint es nicht unsre Verbindung gewesen zu sein, der

der Chef auf der Spur war; keiner von uns hat seinen intimsten Freunden eine Mitteilung gemacht — erst vier Jahre später, auf der Universität, hat Rudolf T. einem meiner Freunde gegenüber geplaudert —, und auch unsere gütige Herbergsmutter und deren Tochter haben kein Sterbenswörtchen verraten. Die Bewahrung des Geheimnisses war eine um so anerkanntswürdigere Leistung, als der Auflösungsprozeß einen dramatischen Abschluß erhielt, der unter den Schülern allgemein bekannt wurde. Das Karnickel war Kunze. Dieser urwüchsigke Jüngling, dessen Nase beinahe so lang und dick war wie er selbst, entstammte dem entlegensten aller Dörfer der Grafschaft Glas — damals gab es nämlich in Europa, und sogar mitten in Deutschland, noch entlegene Dörfer. Sein Vater hatte die Begabung des Knaben erkannt und ihm dem Gymnasialdirektor mit den Worten zugeführt: „Herr Direktor, mei Sepper*) is Ihn schunn der pure Vater.“ Dem kräftigen Dialekt seiner Heimat blieb Sepper treu, auch der Gewohnheit, so oft ihm ein zu lesender Satz oder eine Antwort Schwierigkeiten bereitete, zwischen je zwei Silben mehrere ä ä einzuschieben, sodaß man noch in der Prima den Eindruck hatte, als könnte er noch gar nicht lesen; sein Vortrag des Homer und Sophokleischer Chöre bereitete uns jedesmal einen Hochgenuß. Auch stammt von ihm die denkwürdige Definition, die er in einem Repetitorium der Naturgeschichte als Oberprimaner gab: Ge — ä — ä — ologie ist die Art und Weise, wie sich die Tiere ernähren. Sein Vater war einmal in die Stadt hereingekommen, sein Söhnlein zu besuchen. Als er nun im Gasthause von Bekannten um dessen Fortschritte befragt wurde, antwortete er (zu Seppers Unglück in Gegenwart einiger Schüler): „Is gih m wull ant (etwa), m Sepper, blußig de Kimpenire (das Komponiren) und de Livia (der Livius), die wihl m Sepper goar nee schlauma“ (schlaumen = gut bekommen). In Böhmen, nahe der Grenze der Grafschaft, liegt das Kloster Grulich, dessen Mönche damals wegen ihrer Verlotterung berüchtigt waren; der Kardinal Schwarzenberg hat später das Nest ausgeräumt und Mönche einer strengen Observanz hineingesetzt. Als nun Sepper das Abiturientenexamen bestanden hatte, sagte sein Vater beim Abschiede: „Herr Direktor, jeht sohl nu der Sepper uf die Ferschetät; doas kust halt doch sihr viel Geld, ich dächte halt, ich thät n uf a Grulich; die Patern verstiechs halt doch au, die wern a wull vult (vollends) fertig macha.“ Er ist jedoch auf die Universität gegangen, der Sepper, ist dort sogar sehr fein geworden und hat staatswissenschaftliche Kollegia mit solchem Eifer gehört, daß ihm seine Kommilitonen einmal nachsagten, er wolle in der Grafschaft den Seehandel einführen. Dieser kräftige Jüngling also übertrug, wie das bei temperamentvollen Politikern vorkommt, in unserer Schlußverhandlung eine theoretische Meinungsverschiedenheit

*) In den Dörfern der Grafschaft Glas kommen außer Sepper noch folgende Reformen des Namens Joseph vor: Seffe, Seßla, Josla, Zusla und Zuscher.

ins Persönliche und schleuderte eine tödtliche Beleidigung gegen sämtliche übrige Vereinsgenossen, sodaß wir genötigt waren, ihn zu fordern. Nicht auf tödtliche Waffen, wohl aber auf ein paar Rufen, wie damals die Seidel hießen. Ein älterer Freund, der sich meiner oft väterlich annahm, beschwor mich, die Forderung fallen zu lassen, da ich, wenn es herauskäme, die Unterstützungen verlieren würde, die ich genoß. Ich mußte ihm Recht geben, hatte aber doch nicht den Mut, der „öffentlichen Meinung“ zu trotzen, und stellte meine Dummjungenehre durch Hinabstürzen der vorgeschriebnen Menge Bier wieder her. Üble Folgen hat mir diese Albernheit nicht zugezogen, denn es kam bei uns sehr selten etwas heraus; den Lehrern war, wo es sich nicht um sehr grobe Dinge handelte, an Angebereien nichts gelegen.

Den studentischen Komment hatte ich gleichzeitig in einer andern geheimen Verbindung erlernt, die ebenfalls nur einige Wochen dauerte. Freundschaft und Weltverbesserungspläne verklärten mir die verräucherte Bude, in der wir unsre Studentenlieder sangen, und ich legte mir den Kneipnamen Posa bei. Aber ich bekam das nichtige Treiben bald satt, und es hat über dreißig Jahre gedauert, ehe ich wieder einen Kommerz mitgemacht habe. Alte Herren werden sich vielleicht durch dieses „wieder“ beleidigt fühlen, das unsre heutigen großartigen Kommerse auf eine Stufe stellt mit einer Kneiperei von sechs oder acht Sekundanern, aber ich finde keinen wesentlichen Unterschied. Als nach 1870 das Kommerzieren bei den akademisch gebildeten Männern Mode wurde und ich einigemal teilzunehmen veranlaßt ward, bin ich dabei trocken und kalt bis ins Innerste hinein geblieben und habe die üblichen Formen, den Salomander eingeschlossen, sonderbar und bedeutungslos gefunden. Daß die Griechen das Weintrinken als einen Gottesdienst nach liturgischen Regeln betrieben haben, finde ich verständlich und gerechtfertigt, denn die Gabe des *Dyaios* ist göttlich an sich und in ihren Wirkungen, der Hauch der Poesie umschwebt die Rebe, die Traube, die Traubensammlerinnen, die Kelternden, und das flüssige Gold oder der flüssige Rubin im Krystallglas ist selbst ein verkörpertes Stück Poesie; ist doch der Saft der Rebe sogar würdig befunden worden, mit der Gabe der Ceres zusammen den sichtbaren Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes zu bilden. Aber wie das Bier zu solchen Ehren kommt, begreife ich nicht; wenn es gut ist, so ist es ein ebenso geeignetes Mittel zur Löschung des Durstes wie Milch oder Wasser, und wenn der Durst gelöscht ist, wozu bei heißem Wetter zwei Glas und bei kühlem ein halbes Glas genügen, dann hört man eben auf zu trinken. Was ist da Poetisches dran?

Die Leser werden geneigt sein, mich für einen schlechten Kerl zu halten, da ich bei der Not meiner Eltern auch noch Geld verkneipt habe. Das war jedoch nicht schlimm; bei jeder dieser Kneipereien, deren ich sechs mitgemacht haben mag, werde ich einen ganzen Silbergroßen für zwei Glas Faßbier und einen halben für eine Cigarre verbraucht haben. Dazu hielt ich mich für

berechtigt, weil ich keinen Kaffee trank. Zum Frühstück bekamen wir im Konvikt nur ein trocknes Stück Brot, und zum Vesper gar nichts. Kaffee wurde von der Köchin sowohl des Morgens wie des Nachmittags verkauft und die meisten holten sich ein Tröpfchen, des Morgens fast alle. Ich trank niemals welchen, und da mir das trockne Brot früh nicht schmeckte, so hob ich mirs zum Vesper auf; ein Glas Wasser hat vier Jahre hindurch mein ganzes Frühstück ausgemacht, und mit nichts als einem Glase Wasser im Magen habe ich alle Abiturientenarbeiten angefertigt; vor der mündlichen Prüfung jedoch habe ich, wenn ich nicht irre, gefrühstückt. Auch wenn ich als Primaner, wo ich mir mit Stundengeben Taschengeld verdiente, ab und zu ein Glas Bier trinken oder in der Konditorei ein Stück Apfelsuchen essen ging, geschah es nicht der Gaumenlust wegen, sondern um, namentlich bei schlechtem Wetter, in einer gemütlichen Ecke ein heiteres Plauderstündchen zu verbringen. Als einmal einer meiner Kameraden erzählte, daß er sich an Kommuniontagen ein kleines Fest zu bereiten pflege, indem er da für zwei Groschen Konditorenwaren zum Frühstückskaffee esse, fand ich diese Verbindung eines sinnlichen Genusses mit der heiligen Feier im höchsten Grade anstößig, und der Kamerad sank bedeutend in meiner Achtung. Ich halte diese Gemütsverfassung für die normale bei geistig angeregten jungen Leuten; sie werden viel zu sehr von zahlreichen geistigen Interessen bewegt, als daß sie der Gaumenlust, die noch dazu durch die Stillung des Hungers in wenigen Minuten befriedigt wird und dann sofort in Unlust übergeht, besondere Aufmerksamkeit schenken sollten; daher kommt es, daß junge Leute, wie Goethe sagt, nicht wissen, was gut schmeckt. Daß heutzutage so viele von ihnen aufs Rauchen und aufs Sausen erpicht sind, beweist nichts gegen meine Ansicht, sondern bestätigt sie. Denn das Rauchen wird von den Knaben nur betrieben, weil es für einen Beweis von Männlichkeit gilt, und weil es ihnen verboten ist. Ebenso müssen sich die Jünglinge zum Vollsaufen zwingen, weil das die studentische Ehre gebietet. Erst durch mehrjährige Gewohnheit wird das, was anfangs wider die Natur war, diese verderbend und fälschend, zu einer zweiten Natur. So behält Herbart Recht mit seiner Meinung, daß dem Menschenleibe aus seiner engen Verbindung mit dem Geiste mehr Nachteile als Vorteile erwachsen, indem dieser jenen bald im Namen wirklicher oder vermeintlicher Pflichten, bald leeren Einbildungen und unzweifelhaften Lasten zuliebe mißhandelt, und die Alten behalten Recht mit ihrer Regel: lebe nach der Natur, an der gemessen sehr viele Sitten einer angeblich höhern Kultur als Verschrobenheit und Barbarei erscheinen. Zu allen solchen Verschrobenheiten, mögen sie die Sinnlichkeit ungebührlich beeinträchtigen oder eben so ungebührlich steigern und zum Unnatürlichen reizen, muß die Jugend erst „erzogen“ werden. An sich ist diese, geistig anregende Umgebung vorausgesetzt, das Lebensalter, worin Geist und Sinnlichkeit ganz von selbst das richtige Verhältnis zu einander

finden. Je älter der Mensch der höhern Klassen wird, desto mehr interessiert er sich für Inhalt und Länge der Menus, und in den untern Klassen habe ich alte Frauen kennen gelernt, die ohne Spur von Interesse für irgend einen Gegenstand, den ganzen Tag Brot kauten — ein wahrer Ekel! Wir haben als Gymnasiasten oft meilenweite Ausflüge gemacht, ohne das Bedürfnis einer Erfrischung zu empfinden. Eine Zeit lang hatte sich ein Quartett zusammengefunden, das herumzog, auf den schönsten Plätzchen der Umgegend Volkslieder zu singen, die einer meiner Freunde in einem geschriebnen Hefte von zu Hause mitgebracht hatte; darunter war auch „Putzhähneken,“ das später der Kladderadatsch in weitem Kreise bekannt gemacht hat, als Putzkamerken es mit dem Aufpflanzen der von Falk gepflanzten Blümken allto grafi machte. Um mich aber nicht unverdienter Ehren anzumaßen, muß ich bekennen, daß ich nicht als ausübender Künstler, sondern nur als Publikum mitzog.

Der mit den Volksliedern hieß Spillmann, und wahrscheinlich ist es der Jesuit Joseph Spillmann, dessen „Wunderblume“ in Nr. 45 der Grenzboten, Seite 272, zerpflicht worden ist; zwar führte mein Jugendfreund den Vornamen Wilhelm, und ich weiß nicht, ob auch bei den Jesuiten die Sitte herrscht, den Taufnamen mit einem Klosternamen zu vertauschen, aber der Familienname Spillmann ist so selten, daß kaum zwei Jesuiten dieses Namen existiren dürften. Ehe ich ihm ein paar Worte widme, muß ich erst über meine damaligen Freundschaftsverhältnisse im allgemeinen etwas sagen. In meinem und den beiden benachbarten Kursen bildeten sich neben den einsam oder paarweise lebenden oder flugandartig hin- und herschiebenden Burschen drei „Blasen,“ die ich die ideale, die harmlos gemüthliche und die studentisch angehauchte nennen will; strenge Moralisten würden die dritte vielleicht die lasterhafte nennen, weil ihre Mitglieder mancherlei Genüsse vorausnahmen, die als ein Vorrecht späterer Lebensalter angesehen zu werden pflegen. Ich gehörte gleichzeitig den ersten beiden Blasen an, ohne mit der dritten auf dem Kriegsfuße zu stehen. Dem bei uns herrschenden liberalen Geiste gemäß dachten auch die frömmsten nicht daran, Übertreter der Schulgesetze zu verflatschen, und die bösen Buben versuchten keinen zu sich hinüberzuziehen, der nicht von selber kam. Die für mich wichtigsten Mitglieder des idealen Kreises gehörten dem nächsthöheren Kursus an, der in den vier untern Klassen einen andern Ordinarium gehabt und von ihm ein ganz andres Gepräge erhalten hatte als ich. Es ist interessant, zu beobachten, wie die Vorsehung, augenscheinlich um eine ganz bestimmte Wirkung zu erzielen, gleichartige Einflüsse auf ein und dieselbe Person zu richten weiß. Sene jungen Leute, die nachmals Stützen des Katholizismus geworden, also auch dazu bestimmt gewesen sind, stammten aus rein katholischen Gegenden und aus streng, aber nicht bloß äußerlich katholischen Familien, in denen die väterliche Autorität stark war, und hatten vier Jahre

hindurch einen Ordinarius, der, aller Schöngesterei und vorwitzigen Kritik abhold, das vorgegebene Pensum gründlich einpaukte und auf nichts als hausbackene Tüchtigkeit und strenge Korrektheit sah; ich, aus gemischter Ehe und aus einer vorherrschend protestantischen Gegend stammend, frühzeitig genötigt, zwischen entgegengesetzten religiösen Meinungen selbst zu wählen, durch die häuslichen Verhältnisse in jungen Jahren Kritiker meines Vaters und Stütze meiner Mutter geworden, sodaß das Pietätsgefühl sehr bald in eine Art Autoritätsgefühl überging, wurde ein Zögling des Heiden und Schöngesterei. Der erste von ihnen, anfänglich Stubenältester in meinem ersten Quartier, K—r, ein paar Jahre älter als ich, bemühte sich sehr um meine Erziehung, durch grobe Prüfte, mit denen er meine Muskeln zu stärken suchte, durch Spott über meine Unbeholfenheit, durch unzählige „Reinsfälle,“ die mir sein witziger Kopf bereitete, durch Schärfung meines Urteils — er ist einer der scharfsinnigsten Logiker, die ich kennen gelernt habe, und hat einen schlagfertigen Witz zur Verfügung — und durch Einführung in das Verständnis der Musik; er war schon damals ein sehr tüchtiger Klavierspieler, und später, in der Studentenzeit, habe ich ihn fast täglich üben hören. Auch hat er mich zum Selbstunterricht im Englischen angeleitet. In seinem und meines mir ebenfalls befreundeten Vaters Waterhause habe ich als Primaner und als Student ein paarmal die Weihnachtsferien zugebracht. Man lebte da in einem Kreise der besten, liebenswürdigsten, heitersten und geistvollsten Menschen; nirgend anderswo habe ich seitdem eine so gehaltvolle Geselligkeit gefunden, die zudem gar keine Kosten verursachte, mit kleinen Ausnahmen; so wurde z. B. ein Ball besucht, der einzige, den ich in meinem Leben mitgemacht habe. Die Schwester meines Gastfreundes, später K—rs Gattin, bewilligte mir mehrere Tänze. Ich höre noch, wie sie das einmal seufzend sprach: Nun möchten wir wohl wieder! Erst viel später habe ich das Opfer würdigen gelernt, das sie dem unbeholfenen Freunde ihres Bruders brachte. Mit K—r bin ich in freundschaftlichem Verkehr geblieben, bis mein Bruch mit der katholischen Kirche das äußere Band zerriß.

Der zweite war Spillmann. Ein sehr merkwürdiger Mensch. Heiter, tüchtig, aber aller Pedanterie abgeneigt, sodaß er zwar das für die Schule notwendige machte, aber sich die Zeit für seine Kunstübungen: Musik und Zeichnen, nicht verkürzen ließ. In der Vorbereitungszeit vorm Abiturientenexamen verwandte er täglich mehrere Stunden auf eine Kreidezeichnung: eine blühende Magdalena, die wegen des großen, dunkeln, mit Laub überzogenen Hintergrundes viel Arbeit verursachte, und ich las ihm dabei *Les trois Mousquetaires* von A. Dumas vor. Aber wenn wir allein zusammen spazieren gingen oder nach dem Abendgebet noch allein zusammensaßen, etwa mit gemeinsamer Lektüre eines Werkes über Ästhetik beschäftigt, da leitete er das Gespräch immer bald auf den Kern und den Zusammenhang der Dinge und erzeugte eine religiöse Stimmung. Einmal äußerte er: Wenn ich ein schönes

Mädchen sehe, so sehe ich hinter ihrem Gesicht einen Totenkopf, hinter diesem aber ein zweites, weit schöneres Gesicht. Bei seiner entschiednen Richtung auf den Kern der Dinge und bei seinem Triebe, die äußersten Folgerungen zu ziehen, war es nicht zu verwundern, daß ihn die Stellung eines Weltgeistlichen, die vom streng katholischen Standpunkte aus schon dem Namen nach nur als ein Kompromiß zwischen dem christlichen und dem Weltgeist erscheint, nicht befriedigte. Er machte eine Reise, um die Einrichtungen verschiedener Klöster kennen zu lernen, und dachte eine Zeit lang daran, Dratorianer zu werden. Aber, erzählte er mir, der Obere, den er befragt habe, habe ihm gesagt, die Eintretenden müßten sich verpflichten, auf die Beschäftigung mit irgend einem von jedem frei zu wählenden Wissensgebiet zu verzichten; da das Wissen des Menschen ohnehin so beschränkt sei, so erscheine ihm diese Bedingung unerträglich, und so habe er schließlich den Jesuitenorden gewählt. Ob ihn dieser gerade in dem fraglichen Punkte befriedigt haben mag? Daß Spillmann (seine Identität mit dem Joseph Spillmann vorausgesetzt), wie in der erwähnten Rezension gerügt wird, dem Protestantismus und namentlich der jungfräulichen Königin nicht gerecht zu werden vermag, glaube ich gern; wie könnte das ein Mann, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre in rein katholischen Umgebungen gelebt hat und dann, ohne je vorher mit Protestanten in nähere Berührung gekommen zu sein, in den Jesuitenorden eingetreten ist! Auch bei Protestanten, deren Leben entsprechend verläuft, wird man Verständnis für die Gegenpartei vergebens suchen. Ein jüngerer Freund unsers Kreises, der jetzt Staatsanwalt ist, erzählte mir einmal von einem Studenten aus Pommern, der mit ihm die Kneipe der Gläzer besucht hatte. Beim Nachhausegehen sagte der Pommer: Hier in Breslau soll es ja viel Katholiken und auch katholische Studenten geben, könntest du mir nicht einen zeigen? J. erwiderte lachend: Wir sind ja sämtlich Katholiken, ich und die Kommilitonen, mit denen wir gekneipt haben! Das wollte der andre schlechterdings nicht glauben: Ihr seid doch alle ganz nette und gescheite Leute, und den Katholiken, hat man mir zu Hause immer gesagt, sieht man die Dummheit schon am Gesicht an. Nun, so grobe Vorurteile hat wohl seitdem der Weltverkehr zerstört,*) aber wirkliches Verständnis der Gegenpartei kann nur durch intimen persönlichen Verkehr, nicht durch flüchtige Bekanntschaften und auch nicht durch Bücher erschlossen werden. Spillmann bewog noch einen unsers Kreises, einen Bruder des eben erwähnten J., Jesuit zu werden. Von keinem der beiden habe ich, seitdem sie die Welt verlassen haben, je ein Lebenszeichen erhalten; ich kenne ihren Aufenthaltsort nicht; auch habe ich von Spillmanns Büchern, die ich ab und zu in der Germania angezeigt finde, noch keines zu Gesicht bekommen.

*) Doch sagte mir auch ein vielgereifter Jesuit einmal, er erkenne die Protestanten auf den ersten Blick, sie hätten alle, weil sie des innern Lebens ermangelten, so leere Gesichter.

Ein dritter, Pr., war eigentlich nur Freund der beiden vorgenannten, und nur mittelbar der meinige. Er war ein äußerst gediegener, übermäßig bescheidener Junge von seltener Kindlichkeit. Mit einem Kameraden besuchte ich ihn einmal in den Pfingstferien, die ich zu Ausflügen in die Berge der Grafschaft zu benutzen pflegte. Sein Vater war Förster am Schneeberg, oberhalb eines Dorfes, das damals für Wagen noch nicht zugänglich war. In dieser Weltabgeschiedenheit gehörte Fleisch zu den Seltenheiten; wir wurden mit Forellen bewirtet, die wir täglich dreimal in verschiedner Zubereitung bekamen! Auch Pr. wurde Geistlicher. Als er drei Jahre im Amte war, besuchte er mich einmal; er war traurig, weil ihm, wie er klagte, Umgang mit gebildeten Menschen und Gelegenheit zu geistiger Beschäftigung gänzlich fehlten. Ein paar Wochen darauf erwiderte ich seinen Besuch und sah zu meinem Schrecken, wie er schon am frühen Morgen, gleich nach der Messe, mit seinem Pfarrer Karten spielen mußte. Als ich dann nach einigen Jahren erfuhr, daß er, der kerngesunde Sprößling einer urkräftigen Försterfamilie, an der Schwindsucht gestorben sei, habe ich mich nicht gewundert; ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß die geistige Auszehrung die leibliche zur Folge gehabt haben möge.

Meine freiere Richtung verwickelte mich darum in keinen Konflikt mit diesen frommen Freunden, weil deren Religiosität damals nicht auf einer klar erkannten dogmatischen Grundlage, sondern auf anerzogenen Vorstellungen und Empfindungen beruhte, die, als Geschmackssache, nicht leicht Gegenstand eines ernstlichen Streites werden können. Wo ein von dem meinen abweichender Geschmack hervortrat, erregte er mein Befremden, aber ich hätte nichts darüber oder dagegen zu sagen gewußt. So war ich z. B. einmal mit K—r in der Wohnung eines Geistlichen und nahm ein Brevier in die Hand, das ich auf dem Sofa liegen sah, um darin zu blättern. K—r nahm es mir aus der Hand und sagte: „So etwas rührt man nicht an!“ Ehrfurchtsvolle Scheu vor toten Gegenständen (ausgenommen sofern sie Wunder der Natur oder der Kunst sind) ist mir stets fremd und unverständlich gewesen; darin bin ich stets echter Protestant geblieben. Einige Jahre später, als ich schon Geistlicher war, trafen wir uns bei der Primiz unsers Freundes J., des spätern Jesuiten. Nach der Feier sagte K—r zu mir: „Stelle dir einmal vor, daß J. heiratete, der ganze Nimbus wäre weg.“ Für mich hat nie irgend eine geistliche oder weltliche Person einen Nimbus gehabt. Also die dogmatische Grundlage fehlte damals — später wird sie sich ja gefunden haben — auch meinen gläubigen Freunden, dank unserm Chef, der wegen Kränklichkeit den Religionsunterricht manchmal wochenlang ausfallen und sich ein halbes Jahr lang vertreten ließ,*) dessen Unterricht aber, so weit er ihn erteilte, schlimmer als gar keiner war.

*) Sein Vertreter, der sonst so geschickte Regens Langer, beging die unglaubliche Ungeheuerlichkeit, die Zeit mit der Vorlesung der Geschichte des Tridentiner Konzils von Pallavicini auszufüllen.

Er diktierte uns eine auch für die Frömmsten völlig ungenießbare Dogmatik und eine Kirchengeschichte — hu! Die Kirchengeschichte in einer für die Schüler der Oberklassen anziehenden Weise zu behandeln, ist das leichteste von der Welt; mir haben, als ich sie später an verschiedenen Gymnasien zu lehren hatte, die Jungen immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört. Aber während die Märtyrerakten von Ruinart einen blühenden Novellenkranz darboten, und die Biographien eines Tertullian, Cyprian, Origenes, Chrysostomus, Augustinus beinahe spannende Romane sind, gab er als Geschichte der Christenverfolgungen eine trockne Aufzählung von kaiserlichen Edikten und Hinrichtungen, und die Väter kamen nur in der greulichen Geschichte der orientalischen Ketzereien vor, aus der uns kein Unsinn und keine Nichtswürdigkeit erspart blieb, sodaß sie auch den Geduldigsten zum Ekel wurde. Mit dem Monothetismus schnappte die Kirchengeschichte ab, sodaß Voltaire auf allgemeine Zustimmung zu rechnen gehabt hätte, wenn er unter uns getreten wäre und gesagt hätte: Da seht ihr doch, daß die ganze Kirchengeschichte weiter nichts ist als ein Ragout aus Wahnsinn und blutigen Verbrechen! Da ich nun in der Prima vorzugsweise deutsche Klassiker las, und da der Direktor Schober im Geiste B.s, nur gründlicher und methodischer wirkte, vor allem auf selbständiges Denken drang und zu unbefangener kühner Kritik aufmunterte, so lag nichts in den Verhältnissen, was die von mir in Tertia angenommene Richtung hätte nach rechts hin umbiegen können. Trotzdem dachte ich an keine Änderung meiner Berufswahl. Das Gläzer Gymnasium besuchen und sich auf den geistlichen Stand vorbereiten, war damals beinahe eins; man gab seinen Sohn hin, damit er „ein Pater“ würde, und wurde das einer schließlich nicht, so setzte es gewöhnlich schwere Kämpfe mit der Familie. Unter zehn Schülern war kaum einer, dessen Eltern von vornherein eine andre Laufbahn im Auge hatten. Auch ich war gekommen, den Pfarrhof als Lebensziel im Auge, und da ich ganz mittellos war, so hätten mich nur sehr zwingende Gründe bestimmen können, es aufzugeben. Ein solcher wäre die entschiedne Neigung zu einem andern Stande gewesen, davon aber war nichts vorhanden. Für technische Fächer, die körperliche Geschicklichkeit verlangten, taugte ich nichts. Alle Künste erregten mir zwar großes Wohlgefallen, aber zu ihrer Ausübung hatte ich wenig Anlage. Vom juristischen Fache hatte ich keine Vorstellung. An die Medizin dachte ich gar nicht, und es machte daher keinen Eindruck auf mich, als der Direktor in der „Hodegetik“ sagte: Wenn ein völlig mittelloser Jüngling entschiedne Neigung zum Berufe des Arztes hätte, so würde ich ihm sagen: wage es in Gottes Namen! Damals war nämlich das Studium der Medizin das kostspieligste. Das Lehrfach und die Philologie aber schienen mir so unerfreulich, daß ich nach der Abiturientenprüfung, nur um verhaßte Gegenstände loszuwerden, sofort meine hebräische Grammatik „verflopfte,“ die griechische aber, um zugleich den groben Griechen zu ärgern, diesem, der die

Schülerbibliothek verwaltete, als Geschenk fürs Gymnasium übergab. Ein Jahr darauf habe ich eifrig hebräische Grammatik studirt, und wieder ein paar Jahre darauf eifrig griechische Klassiker gelesen und mir eine neue griechische Grammatik gekauft.

Aber freilich, daß meine Gemütsverfassung nicht eben sehr geistlich sei, empfand ich wohl, und in solchen Fällen sucht man sich vor sich selber zu rechtfertigen. In dem Lebenslauf, den die Schüler als ersten Aufsatz in der Unterprima abzugeben hatten, theilte ich meine innere Entwicklung in drei Abschnitte, von denen jeder den Entschluß, geistlich zu werden, zum Endergebnis hatte; im ersten ging dieser Entschluß aus einem ahnungsvollen dunkeln Drange hervor, im zweiten aus dem Verlangen, meinen Mitmenschen zu helfen, also aus der Nächstenliebe, im dritten aus dem Verlangen nach der Erkenntnis der Wahrheit, die doch am reinsten in der Theologie zu finden sein müsse. Ein Freund des zweiten Kreises, des harmlos gemüthlichen, dem ich einmal diese meine Auffassung mündlich entwickelte, lachte darüber und sagte: „Das ist ja alles Unsinn! Du willst katholischer Geistlicher werden, weil du bei deiner Mittellosigkeit in keinem andern Stande ein großes Tier werden kannst.“ Möglich, daß er den mir selbst verborgnen Kern meines damaligen Ich richtig erkannt hat. Für spätere Zeiten trifft jenes Urtheil ganz gewiß nicht mehr zu; um ehrgeizig zu sein, bin ich viel zu sehr Epikureer geworden, nicht im größtmöglichen Sinne des Wortes, aber im Sinne Epikurs, und selbst wenn ich für ein hohes Kirchenamt fähig gewesen wäre, würde ich keine Sehnsucht darnach verspürt haben.

Kurz vor meinem Abgange erschien der Kanonikus Balzer, den der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Diepenbrock, im Einvernehmen mit der königlichen Regierung beauftragt hatte, den Religionsunterricht an den katholischen Gymnasien Schlesiens zu visitiren. Für unsern Chef war dies das erste und letztemal — er hatte sein Amt schon gekündigt —, daß er einen Vorgesetzten über sich anzuerkennen hatte. Direktor und Schulrat galten ihm nicht als solche, hätten auch gar nicht gewagt, ihn als Untergebenen zu behandeln. Die kirchlichen Vorgesetzten aber wußte er sich vom Leibe zu halten. Die Grafschaft Glatz gehört kirchlich zum Prager Sprengel und wird im Namen des Prager Erzbischofs von einem Großdechanten verwaltet. Kam nun eine Verfügung von diesem, so schickte er sie mit der Bemerkung zurück, er sei Lehrer an einem königlich preussischen Gymnasium, der Prager Bischof gehe ihn nichts an; kam aber eine von Breslau, so schrieb er zurück, Glatz gehöre zum Prager Sprengel. Diesmal aber hatte der Breslauer Bischof die ausdrückliche Erlaubnis seines Prager Amtsbruders eingeholt, und so erlitt der stolze Mann kurz vorm Scheiden noch die Kränkung, daß seine Souveränität ein Ende nahm und die Schüler ihn einmal als Untergebenen eines Höhern sahen. Balzer war ein sehr großer, hagerer Mann mit feurigen Augen, einer gewaltigen Nase

und einem Gesicht, dessen obere Hälfte mulattenbraun war, während die untere, mit dichten Bartstoppeln besetzt, beinahe schwarz erschien. Als er in der Thür sichtbar wurde, flüsterte mein Nachbar: Hurrjeh, das ist wohl gar der Herr von Mopsvestia (ein Bischof Theodor von Mopsvestia spielte in der uns so verhaßten Kezergegeschichte eine Rolle). Balzer stellte sich uns vor, und nachdem wir unsre Dogmatik heruntergehaspelt hatten, hielt er eine längere Ansprache, die mich begeisterte und in freudige Erregung versetzte. Sie übte auf dieser höhern Stufe dieselbe Wirkung aus, die ich auf einer niedern vom Chef erfahren hatte, sie flößte Sicherheit ein. *) Nun bin ich aufs neue überzeugt, sagte ich nach Schluß der Visitation zu meinem Nachbar, daß der Katholizismus der Inbegriff der Wahrheit ist, und ich gehe mit freudiger Zuversicht ans theologische Studium.



Die Lehrerinnenfrage in Preußen

(Schluß)



it den Vorteilen der neuen Bestimmung verbinden sich für die Lehrerinnen freilich auch manche Nachteile. Der eine liegt schon darin, daß die Mittelschullehrer, die im großen und ganzen dasselbe Examen gemacht haben wie die Lehrerinnen auf dem Seminar, auch ohne wissenschaftliche Prüfung in Oberlehrerstellen rücken und auch ohne wissenschaftliche Studien Direktor werden können. Man sieht, die Logik in dem Erlaß ist nicht sehr stark. Der zweite Nachteil ist der, daß die Regierung zwar eine zweite, fachwissenschaftliche Prüfung angeordnet hat, es aber den Lehrerinnen überläßt, sich selbst die Kenntnisse und Fähigkeiten dazu anzueignen.

Die Prüfung soll in zwei Gegenständen stattfinden. Der erste kann sein: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch; der zweite: Geschichte, Geographie, mathematische Wissenschaften, Naturwissenschaften. Die wissenschaftliche Prüfung, heißt es in § 5 der Ordnung, soll zeigen, daß die Bewerberin auf Grundlage der in der ersten Prüfung nachgewiesenen Kenntnisse sich fortgebildet und die Befähigung erworben hat, in wissenschaftlicher Weise selbständig weiterzuarbeiten. Wenn man sich überlegt, was alles in diesem letzten Satz steckt, so muß man

*) Mit mitleidiger Verachtung that er unter anderm die armseligen Wichte ab, die mit großem Geschrei zuerst den Altar, dann den Thron umzustürzen unternähmen, zuletzt aber, wenn es zum Schlagen käme, sich unters Spritzleder verkrochen und sich von der Frau über die Grenze kutschiren ließen.